

Querverlag

**Henry Ruttkay**

Gestohlene

Tage

Historischer Roman

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie aus dem Jahre 1934 von Yolla Niclas (Ullstein Bild).

Druck und Weiterverarbeitung: Finidr

ISBN 978-3-89656-209-8

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de)

BERLIN 1931–1932

*Es gibt kein Glück ohne Müßiggang  
und nur das Nutzlose bereitet Vergnügen.*

Anton Tschechow

## 7 EVA

Meine Mutter hatte immer gesagt, dass man im Leben auch den unangenehmsten Situationen im Nachhinein etwas Gutes abgewinnen könne. Ich hatte ihrer sanften Stimme nur halb zugehört, hatte ihr nie geglaubt, die Dinge waren für mich nur gut oder schlecht, schwarz oder weiß.

Nun, nach überstandener Krankheit, stellte ich auf eine sehr banale Art fest, dass sie recht hatte. Selbst diese endlos langen zwei Wochen, die ich fiebernd im Bett verbracht hatte, waren nicht ganz verschwendete Zeit gewesen: Ich hatte abgenommen.

Die Wirkung auf mein Aussehen war erstaunlich; die Kleider spannten nicht mehr am Busen, fielen in eleganten, geraden Falten an den Hüften, mein Gesicht war länglicher geworden und meine Augen größer.

Sobald ich mich kräftig genug fühlte, um auf die Straße zu gehen, ging ich zum nächstgelegenen Friseursalon am Kurfürstendamm und ließ mir die Haare schneiden.

Ich kostete jeden Augenblick aus, während die schicke, im breiten Berliner Dialekt schwatzende Friseurin meinen Nacken von der schweren Haarpracht befreite. Mithilfe eines Lockeneisens schuf sie einen gewellten Seitenscheitel über meiner Stirn und das Haar am Hinterkopf trocknete sie mit einer handlichen Heißluftdusche.

Mein Hals kam mir plötzlich überlang vor und meine Schultern sehr breit, aber der Gesamteindruck war so neu und so modern, dass es mir leidtat, wieder meinen Hut aufsetzen zu müssen, der nur an den Seiten zwei Haarlocken herausragen ließ.

Draußen glänzten die Straßen vor Nässe, die Laternen waren bereits angezündet und die Automobile wirbelten das Regenwasser auf und bespritzten die dahineilenden Passanten.

Ich hatte bereits vergessen, wie dicht der Verkehr in Berlin war; Autos, Busse, Straßenbahnen und Lastwagen bildeten einen ununterbrochenen, lärmenden, hupenden Fluss, der sich an den Bürgersteigen entlangwälzte und ein mutwilliges Überqueren unmöglich machte. Die wenigen Pferdedroschen, in Karlsruhe noch recht zahlreich, wirkten hier altertümlich und fehl am Platz.

Auch das grelle Licht überraschte mich von Neuem, die überdimensionalen, bunten Neonreklamen, die über den Fassaden aufblitzten und pulsierten, und die hell erleuchteten Vitrinen mit luxuriöser Ware; trotz der graunassen Dämmerung waren die Straßen nicht düster.

Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft blieb feuchtkalt und es wehte ein heftiger Wind. Männer hielten ihre Hüte fest und die Frauen wichen mit tief gesenkten Köpfen und hochgezogenen Schultern eilig den Pfützen aus. Es war kein Wetter, das zum Spazieren einlud; jeder schien bestrebt, möglichst schnell ins Warme zu kommen, abgesehen von Zeitungsjungen, die die neuesten Skandale laut herausschrien, und einigen kriegsversehrten Straßenverkäufern.

Bei einem beinlosen, schnurrbärtigen Mann mit einem Bauchladen kaufte ich drei Streichholzschachteln. Er wollte mir mein Wechselgeld zurückgeben, aber ich ging rasch weiter. Selbst als ich sehr wenig eigenes Geld gehabt hatte, hatte ich nie an einem früheren Soldaten vorbeigehen können, ohne ihm ein paar Münzen zu geben. Ich hatte meinen Bruder und zwei Onkel im Krieg verloren und ein Vetter war im Gesicht so verunstaltet worden, dass er bis zu seinem frühen Tod nie das Haus seiner Eltern verlassen hatte.

Die Streichholzschachteln ließ ich in meine Handtasche fallen, knipste sie zu und schob die trüben Erinnerungen energisch fort. Ich hatte vor, einige angenehme Stunden zu verbringen.

Den Abend zuvor war ich mit Rainer allein zu Hause geblieben, da Heinrich endlich das Berliner Nachtleben hatte kennenlernen wollen. Er war tatsächlich erst gegen sechs Uhr morgens zurückgekommen, was unseren Vetter beim Frühstück zu der Bemerkung veranlasste, ich sei für eine junge Braut sehr nachsichtig.

Wie Heinrich ihm meine verlängerte Abwesenheit nach dem Friseurbesuch erklären würde, wusste ich nicht und es war auch gleichgültig, Rainer sollte schließlich am nächsten Tag nach Hause zurückfahren.

Ich ging betont langsam und kümmerte mich nicht um die Kälte, die trotz des hochgeschlagenen Mantelkragens an meinen Nacken drang. Ich war in Berlin und das Leben lauerte auf mich an der nächsten Straßenecke, unvorhersehbar und aufregend.

Vor der Glasfassade eines Kaffeehauses blieb ich stehen. Mehrarmige Lampen mit großen weißen Kugeln hingen über runden Tischen, die fast alle besetzt waren. In der ersten Tischreihe lasen einige einsame Männer Zeitung; in einer Nische saßen drei Frauen, die sich angeregt unterhielten.

Ich blickte zum überdachten Eingang mit den roten Plüschvorhängen, dann auf die rosafarbene Neonreklame eines Kinos gleich gegenüber. Ich hatte die Vorankündigung des Films *Mädchen in Uniform* gelesen, aber die Premiere sollte erst in einigen Wochen stattfinden.

Unweit von mir hielt ein Taxi an, ein zweifarbiges Daimler. Die Tür öffnete sich und zwei elegant bestrumpfte, lange Frauenbeine kamen zum Vorschein, gefolgt von einer schmalen Gestalt im Mantel. Die Frau hastete in einer Parfümwolke an mir vorbei und betrat das Café.

Ich sah ihr nach, wie sie sich zielstrebig den Weg zwischen den Tischen bahnte, und schloss kurz die Augen. Ihr Parfüm hatte mich an Isabelle erinnert; es war der gleiche würzige Duft. Für einige Sekunden spürte ich wieder ihre nackte, glatte Haut und die Wärme ihrer festen Umarmung. Ihr Bild hatte mich seit unserem letzten Beisammensein nie wirklich verlas-

sen. Ich konnte mich selten an meine Träume erinnern, aber ich wusste, dass sie allnächtlich die Hauptrolle spielte.

Während ich krank war, schrieb ich ihr im Bett mehrere Briefe, ein Buch als Unterlage benutzend. Kam Martha herein, versteckte ich das Blatt zwischen den Seiten. Ich schickte keinen der Briefe ab. Nachdem ich sie wieder durchgelesen hatte, zerriss ich sie. Die kaum leserliche Schrift und die unbeholfene Ausdrucksweise konnte ich noch auf mein Fieber und meine Schwäche zurückführen, aber nicht den ängstlichen, fast bittenden Ton. Ich wollte nicht zu verliebt, zu unterwürfig klingen. Isabelle wirkte so souverän und geheimnisvoll, sicher gefielen ihr nur Frauen von Welt, die so selbstsicher und unabhängig waren wie sie.

Sie hatte versprochen, mir gleich nach ihrer Ankunft in Paris zu schreiben, aber die Post hatte mir seit meiner Ankunft in Berlin nur einen Brief von meiner Mutter und einen von meiner Schwester gebracht.

Während die Tage mit trübseliger Langsamkeit aufeinanderfolgten, setzte sich in mir die Gewissheit fest, dass ich für sie nur ein Abenteuer unter vielen anderen gewesen war. Vielleicht hatte ich ihr zu Anfang gefallen, vielleicht hatte ich sie gerührt, da es so offensichtlich war, dass unsere gemeinsamen Nächte eine Offenbarung für mich waren, aber sie hatte mich dann in Paris, umgeben von vielen schillernden, schönen Frauen, rasch wieder vergessen.

Ich war mir sicher, dass ich sie nie wiedersehen würde.

Ein Passant stieß mich im Vorübergehen an und zog den Hut, um sich zu entschuldigen.

Der Taxifahrer beugte sich aus dem Fenster und fragte, ob ich ein Taxi möchte. Ich merkte, dass ich noch immer am Rande des Bürgersteigs stand und dass der Regen wieder eingesetzt hatte und meine Schuhe nässte. Ich stieg kurzentschlossen ein.

„Zum *Dorian Gray* in der Bülowstraße.“

Er stellte nicht die Frage nach der Hausnummer und sein kurzer, prüfender Blick verriet, dass er das Lokal kannte.



Es war ein ganz neues Erlebnis, in einem Auto zu sitzen, das halsbrecherisch durch das abendlich erleuchtete Berlin raste, kreuz und quer an anderen Automobilen vorbei. Mit Helga hatten wir nur die Straßenbahn oder die U-Bahn genommen oder waren zu Fuß gegangen. Ich fühlte mich wagemutig und erwachsen und die Erinnerung an Isabelle wurde gleich erträglicher, schmerzte weniger.

Am Eingang des Lokals empfing mich derselbe stämmige, livrierte Pfortner wie das letzte Mal mit einem halbherzigen Lächeln, das sein Gesicht in einer Grimasse verzerrte.

Drinne war es genauso dämmerig wie bei meinem ersten Besuch, mit rotem Licht, Bildnissen von halb verhüllten Frauengestalten, bunten Tüchern vor den Lampen und Papiergirlanden, die von der Decke hingen, aber viel leerer. Die Tische waren unbesetzt, nur an der Bar saßen zwei Frauen, die sich lebhaft unterhielten.

Die elegant gekleidete Wirtin, die auf ihren hohen Absätzen schwankte, las meine Gedanken.

„Es ist noch sehr früh“, sagte sie, während sie mich an meinen Platz führte, „aber in einer Stunde wird kein Tisch mehr frei sein.“

Da ich Hunger hatte, bestellte ich ein Schnitzel und ein Bier. Ich bewegte meine klamm gewordenen Zehen in den durchnässten Schuhen und bereute, dass ich Hut und Mantel an der Garderobe hatte abgeben müssen.

Die Wirtin brachte fast sofort mein Getränk und stöckelte wieder davon. Im Vorraum lachte ein Mann, wahrscheinlich der Portier. Als ich am Bier nippte, begann der Raum um mich herum zu schwanken.

„Hoppla, die Kleine!“

Plötzlich lag ich auf dem Boden und die dunkelhaarige Frau, die an der Bar gesessen hatte, beugte sich über mich. Für einige Augenblicke musste ich das Bewusstsein verloren haben und vom Stuhl gefallen sein.

„Nicht zu schnell, bleiben Sie noch liegen.“

Ich setzte mich langsam auf und rieb meinen linken Arm, der unerwartet schmerzte. Die Frau half mir auf meinen Stuhl

zurück. Ihre Freundin sah ihr über die Schulter und lächelte mich an.

„Arme Kleene ...“

Wie selbstverständlich setzten sich beide an meinen Tisch.

„Wenn Ihnen nicht gut ist, sollten Sie kein Bier trinken.“

Die dunkelhaarige Frau winkte nach der Kellnerin, bestellte für mich einen Kaffee und für sich und ihre Freundin noch einmal „dasselbe“, worauf sie beide ein Glas Weißwein erhielten.

„Sind Sie krank oder sind es die Emotionen?“

Sie sprach merkwürdig abgehackt und nasal und fixierte mich durchdringend mit ihren hellen Augen.

„Emotionen?“ Ich begriff und lächelte. „Nein, es ist nicht das erste Mal, dass ich hierherkomme.“

„Ach nein? Wir haben Sie noch nie hier gesehen, nicht wahr, Sonja?“

Ihre Freundin schüttelte den Kopf, unentwegt lächelnd. Sie war im gleichen Maße rundlich und weich, wie die andere mager und eckig war.

„Nun, das hat nicht unbedingt etwas zu sagen. Das *Dorian Gray* ist nicht mehr so gut besucht wie früher. Das liegt nicht nur an der Krise; Frauen wie wir brauchen Abwechslung. Nur Sonja und ich kommen fast täglich hierher. Wir sind einfach treu. Treu in der Freundschaft, wenn schon nicht in der Liebe.“

Ich nippte an meinem Kaffee und schwieg. So hatte sie mir auf elegante Weise zu verstehen gegeben, dass Sonja und sie kein Paar waren.

Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und lächelte, plötzlich entspannt. Sogar ihre Stimme wandelte sich, wurde melodischer und weiblicher. Ich erfuhr, dass sie Ida Hoffmeyer hieß, Chemielaborantin war und seit sieben Jahren in Berlin lebte. Sonja Maurer war Angestellte bei den Städtischen Gaswerken und geborene Berlinerin.

Die beiden Frauen sahen mich freundlich an, darauf wartend, dass ich etwas über mich erzählte. Ich öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Schriftstellerin, Flugzeugpilotin, Schauspielerin ... all die Berufe, von denen ich als Kind geträumt

hatte, kamen mir in den Sinn, aber dann erinnerte ich mich daran, dass die Zeit des Lügens vorbei war.

„Ich habe zurzeit keinen Beruf.“

„Suchen Sie Arbeit?“

„Ja, das werde ich wohl irgendwann tun müssen, aber nicht sofort. Ist das *Eldorado* immer noch so beliebt?“

„Nein, nicht mehr. Zu viele Außenstehende, die hereinkommen und uns begucken dürfen. Der *Toppkeller* ist im Moment viel gefragter, nicht wahr, Sonja? Erst letzten Donnerstag waren wir dort...“

„Ja, und die Waldoff is ooch jekommen ...“

Die beiden erklärten, das ganze lesbische Berlin zu kennen, und warfen stolz mit Namen von Berühmtheiten um sich, die mir nichts sagten. Ich hörte stumm zu, während ich mein Schnitzel aß, und registrierte sorgfältig alles, was sie sagten.

Mein gutes Gedächtnis war, wie ich fand, meine einzige hervorragende Eigenschaft. Ich vergaß selten, was ich einmal gehört oder gelesen hatte, und daher war ich in der Schule ohne allzu viel Lernen und Mühe immer gut durchgekommen.

So erfuhr ich, dass im *Eldorado* bald ein Ball veranstaltet wurde, der bestimmt ausgebucht sein würde, und dass es einen Klub namens *Monbijou* gab, der nur Mitglieder in seine Räume ließ.

Das Lokal begann sich zu füllen und Ida und Sonja nahmen es gutmütig auf sich, mich den eintreffenden Frauen vorzustellen. Ich merkte, dass sie nicht übertrieben hatten, sie kannten tatsächlich sehr viele beim Namen.

Einige gingen nur kopfnickend vorbei, andere setzten sich kurz an den Tisch, um zu plaudern, standen dann auf, weil sie weiter weg eine Bekannte erblickt hatten, aber die Stühle wurden sogleich von neu angekommenen Gästen besetzt, so dass ich im Laufe dieses ersten Abends eine beachtliche Anzahl von Frauen kennenlernte.

Viele hatten die Mode der „Eton-Köpfe“ angenommen, einen streng klassischen Schnitt mit Seitenscheitel und viel Pomade, was den Schlankeren sehr gut stand. Andere hatten modisch gewellte Kurzhaarfrisuren und nur ganz wenige von

ihnen trugen lange, hochgesteckte Haare. Auch die Kleidung kam mir sehr uniformiert vor, mehr als vor einem halben Jahr, es gab viele Krawatten zu hochgeschlossenen Hemdblusen und strengen Röcken und manchmal sogar zu Hosen.

Es wurde viel geraucht, Zigaretten in langen, vielfarbigen Zigarettenspitzen, was sehr elegant aussah, Zigarillos und sogar Zigarren.

Als die Kapelle „Das lila Lied“ anstimmte, stand eine rothaarige, schmale Frau im grün-goldenen Kleid auf und stellte sich ans Mikrofon. Im Saal ebte der Lärm innerhalb weniger Augenblicke ab und es wurde andächtig still wie in einer Kirche.

*Was will man nur?*

*Ist das Kultur*

*dass jeder Mensch verpönt ist,*

*der klug und gut,*

*jedoch mit Blut*

*von eig'ner Art durchströmt ist.*

Die Sängerin hatte eine tiefe, rauchige Stimme. Als sie zum wohlbekannten Refrain kam, fielen mehrere Frauen ein und sangen mit.

Kleine, wohlige Schauer überliefen mich, ich war tatsächlich zu Hause angekommen. Auch wenn ich den Text auswendig gekannt hätte, wäre ich nicht imstande gewesen mitzusingen. Zum ersten Mal erlebte ich, wie es war, wenn man vor Glück weinen musste.

*... Wir aber wissen nicht, wie das Gefühl ist,*

*denn wir sind alle and'rer Welten Kind,*

*wir lieben nur die lila Nacht, die schwül ist,*

*weil wir ja anders als die anderen sind.*

Ich wischte rasch meine Tränen weg, aber niemand merkte meine Rührung, denn gleich nach dem Lied gab es frenetischen Applaus und die Kapelle stimmte einen Foxtrott an.

Irgendwann, nach mehreren neuen Bekanntschaften und Umzügen von einem Tisch zum anderen, verlor ich in den dichten Rauchschwaden Ida und Sonja und fand mich zusammen mit einer dunkel gekleideten Frau mit Monokel am Tisch der hübschen Sängerin wieder.

Sie beobachtete mich lange mit ihren hellen, weit auseinanderstehenden Augen unter den roten Ponyfransen.

„Ich habe Sie noch nie hier gesehen.“

Wenn sie sprach, sank ihre Stimme eine Tonlage tiefer als beim Singen. Aus der Nähe konnte ich die Sommersprossen auf ihrer zierlichen Nase unter der Puderschicht erkennen und ihre glatte, makellose Haut. Sie war viel jünger, als ich zunächst angenommen hatte.

„Ich bin erst vor zwei Wochen nach Berlin gekommen.“

„Ach, wie nett, ein Provinzpflänzchen“, grinste die Dame mit dem Monokel.

Die Sängerin drehte ihr den Rücken zu.

„Ich heiße Louise, aber alle nennen mich Lou.“

Ich stellte mich vor.

Louise hob ihren Arm mit den vielen klirrenden Armbändern und winkte nach der Bedienung.

„Ein Glas Rotwein auf meine Rechnung für die Dame mit dem wunderschönen Namen Eva.“

„Ach, vielen Dank, das ist nett von Ihnen.“

Louise lächelte und ihr Blick glitt von meinem Gesicht zu meinem Dekolleté und dann auf meine Hände.

Ihre Nachbarin räusperte sich, die Brauen streng zusammengezogen.

„Darf ich dir etwas anbieten, Louise?“

„Du siehst doch, dass ich meinen Wein noch nicht ausgetrunken habe, oder?“

Die Dame mit dem Monokel musterte mich finster, als wäre die patzige Antwort von mir gekommen.

„Und, wie ist deine letzte Tournee in Thüringen verlaufen, Louise?“, fragte sie.

Louise wurde lebhafter und begann, ausführlich von den Schwierigkeiten ihrer Karriere zu erzählen. Ich war zu fasziniert von dem Treiben um mich herum, um ihr zuzuhören, und nahm nur am Rande wahr, wie die andere Dame sie komplimentierte und ihr Mut machte.

Einige Frauen verhielten sich, als wären sie zu Hause, sie räkelten sich auf den Stühlen, ergriffen den Arm einer Vor-

beigehenden, riefen den anderen über mehrere Tische hinweg etwas zu. Andere wirkten angespannt und einsam, hielten sich an einem Weinglas fest, streng vor sich hin schauend, bis sie von jemandem erlöst wurden, der sie ansprach oder zum Tanzen aufforderte.

Nachdem ich lange ein Pärchen beobachtet hatte, das sehr geschickt Charleston miteinander tanzte, drehte ich mich wieder zum Tisch um und sah, dass die Dame mit dem Monokel verschwunden war.

Die Bedienung stellte ein Glas Wein vor mich, wieder von Louise spendiert. Ich bedankte mich, aber sie erwiderte mein verlegenes Lächeln nicht, blieb stumm und beobachtete mich mit ihrem merkwürdig ausdruckslosen, katzenähnlichen Blick.

Als sie unter dem Tisch ihr Knie an meines lehnte, zwang ich mich, mein Bein nicht zurückzuziehen.

„Möchten Sie tanzen?“, fragte sie plötzlich.

Sie ließ sich mühelos führen und sah mir dabei von unten ununterbrochen in die Augen.

Nach zwei Foxtrotts wollte sie an den Tisch zurückkehren, wo sie wieder Wein für uns beide bestellte. Da ich vom Tanzen durstig war, stürzte ich das Glas hinunter und sie bestellte gleich wieder eines. Ich wehrte ab, sagte, es sei an mir, sie einzuladen, aber sie legte mir lächelnd die Hand aufs Knie.

Ich wachte davon auf, dass die Sonne auf meinem Gesicht brannte. Noch bevor ich mühsam die Lider aufschlug, spürte ich den dumpfen Schmerz hinter meinen Schläfen.

In meinem Blickfeld stand ein Stuhl, über den ich mein Kleid geworfen hatte, auf dem Boden daneben lagen ein Seidenstrumpf und ein Kleid, das nicht mir gehörte. Weiter hinten, mitten im Raum, standen zwei Paar Schuhe durcheinander.

Vorsichtig drehte ich mich im Bett um. Sie lag auf dem Rücken, einen Arm über den Augen, so dass ich ihr Gesicht nicht sehen konnte, aber ich erkannte sie an ihrem roten Haar. Allmählich, als würde mein Gehirn sich wehren, erinnerte ich mich an die zurückliegende Nacht. Dann wandte ich mich von der Schlafenden wieder ab und dachte an Isabelle.